anien.

34

Hochgeehrte Festversammlung!

Wenn ich an diesem patriotischen Festtage unternehme, die Aufmerksamkeit auf ein Land zu richten, das sich mit stolzem Selbstgefühl „das Antlitz Europas“ nennt, wenn ich versuchen möchte, hier in kurzen Umrissen ein Bild von den ersten Beziehungen deutscher Völker zu Spanien und von ihrem Schicksal in diesem Lande zu entwerfen, so geschieht es unter dem Eindruck der Friedenspolitik unseres erhabenen Kaisers, die uns jenes viel gefürchtete und viel beklagte, viel gepriesene und viel geschmähte Land wieder näher geführt hat.

Eine Nation, welche, kaum auf die Höhe einer weltgebietenden Macht gehoben, auch schon die Symptome eines kläglichen Verfalles in sich birgt und unter dem Druck eines blinden Fanatismus und einer despotischen Willkür „an selbstgeschlagenen Wunden verblutet“, hat für sich das Interesse eines tragischen Schauspieles; aber eine Nation, welche, übersättigt und entnervt, Jahrhunderte lang in dem Zustand eines geistigen Marasmus und einer materiellen, scheinbar hoffnungslosen Erschlaffung gelegen und dennoch so viel natürliche Kraft, so viel trotzige Willensstärke zurückbehält, um sich wieder aufraffen und wieder teilnehmen zu können an dem Wettstreit der europäischen Großstaaten — eine solche Nation gewinnt nicht nur unser Interesse, sie hat auch gerechten Anspruch auf unsere Achtung, auf unsere Bewunderung. — Mit Macht hat sich Spanien seit einigen Jahrzehnten aus dem Banne dumpfer Ermattung und düsterer Gleichgiltigkeit aufgerüttelt. Ein frischer Lebenshauch strömt wieder durch alle Schichten des spanischen Volkes. Was die Indolenz früherer Generationen auf den Gebieten des Verkehrs, der Wissenschaften und der Politik verabsäumt, sucht die Gegenwart mit Eifer nachzuholen. Staatsmännische Klugheit lernte von Italien, welchem Volke sich Spanien anzuschließen habe, um am schnellsten und sichersten die Stufen zum nationalen Wohlbefinden erklimmen zu können. Das jugendkräftige Deutschland, so fern es auch gelegen, bot die stärkste und einflußreichste Stütze.

Die Monarchen beider Länder, der Greis und der Jüngling, und — was noch nie geschehen — ein Hohenzoller und ein Bourbon reichten sich die Hände, und französischer Chauvinismus beschleunigte in eitler Selbstverblendung das Bündnis beider Völker. Von jenem Augenblicke an, da der Pariser Pöbel Alphons XII. mit dem Schrei begrüßte „à bas le uhlan“, und die spanischen Studenten in Madrid ausriefen „abajo

los afranciados, viva el uhlano“, ward der spanisch-deutsche Fürstenbund zu einer nationalen Frage. Und mit innerem Wohlbehagen haben wir aus dem glänzenden Empfange unseres Kaisersohnes ersehen, daß Spaniens Sympathie für Deutschland nicht erkünstelt, nicht erheuchelt ist. Ich sage, mit innerem Wohlbehagen haben wir diese Kunde vernommen, mit einer Freude, die nicht nur aus der Genugthuung quillt, eine einst so gewaltige Nation, wie die spanische, uns als Lehrmeister aufsuchen zu sehen, mit einem Interesse, dessen Ursprung nicht allein in dem Gefühl der Sicherheit liegt, noch einen Verbündeten mehr zur Erhaltung des europäischen Friedens auf unserer Seite zu wissen, es giebt noch andere ideale Motive, es sind unsere litterarischen und historischen Beziehungen. Man hat Spanien mit Recht die Wiege der Romantik, einst das gelobte Land des fahrenden Rittertums genannt. Kein Wunder, daß die Dichter unserer romantischen Schule, Herders Idee einer Weltlitteratur folgend, vor allem ihre Blicke auf dieses poetische Land, auf seine Dichtungen und Kunstwerke richteten. Ihr Streben, der schalen Wirklichkeit zu entfliehen

„Zu mondbeglänzten Nächten,
Zu Minne, Rittertum und Klosterleben,
Zu Sängern, Burgen und Turniergefechten,“

mußte ja gerade in Spaniens Dichtungen die köstlichste Nahrung finden. Und welcher gebildete Deutsche kennt heute nicht die herrlichen Romanzen vom Cid Kampeador, die Dichtungen eines Calderon, eines Moreto, eines Cervantes, wer nicht die Namen eines Velasquez und eines Murillo! Sie alle sind in den Kreis unseres geistigen Lebens getreten und bieten einen so herrlichen Schatz, daß selbst Göthe von Calderons „standhaftem Prinzen“ sagen konnte: „wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wieder herstellen.“ Wir fühlen in diesen spanischen Dichtungen voll markiger Kraft und zarter Liebe, voll lodernden Feuers und düsterer Schwermut viel anheimelndes, viel verwandtes, wir spüren in ihnen etwas von dem Pulsschlag des germanischen Blutes, das einst Jahrhunderte lang in Spanien geflossen, wir empfinden dieses germanische Erbteil mit einer Bestimmtheit und Lebhaftigkeit wie bei keinem anderen romanischen Volke.

Zu diesem geistigen Bande beider Völker hat nun die Politik ein durch Verträge befestigtes nationales Bündnis hinzugefügt und damit die historischen Beziehungen fortgesetzt, die einst durch gemeinsame Gefahren und gemeinsame Bestrebungen zwischen Spanien und Deutschland angeknüpft waren.

Mehr als vierzehn Jahrhunderte müssen wir in unserer Geschichte zurückgehen, wenn wir die ersten dauernden Berührungen deutscher Völkerschaften mit Spanien erkennen wollen. Jene gewaltige Völkerbewegung des fünften Jahrhunderts, welche, von germanischen Stämmen verursacht, das morsche Gebäude des römischen Staates über den Haufen warf und alle Völker Europas durch einander schüttelte, hatte auch die iberische Halbinsel trotz ihrer Entlegenheit und trotz ihres natürlichen Schutzes nicht verschont. Aber Spanien war ja von jeher ein verführerisches Land gewesen. Seine unerschöpflichen Silbergruben hatten schon frühe die Phöniker und Karthager herangelockt. Spanien erhielt bald politische Bedeutung, denn Hamilkar's Genie hatte nicht nur in Spanien einen schwer wiegenden Ersatz für das verlorene Sicilien und

Sardinien gefunden, sondern darin auch eine kräftige Operationsbasis gegen das mächtige Rom entdeckt. Die historischen Ereignisse in Spanien bis zur Völkerwanderung bilden den Hintergrund unseres Gemäldes; es sei uns daher gestattet, ein wenig auf dieselben einzugehen. Im Süden und Osten der Halbinsel ließen sich die eingeborenen Iberer ruhig die karthagische Fremdherrschaft aufbürden; aber die kriegerischen Bewohner des Binnenlandes, der nördlichen und westlichen Gaue behaupteten nicht nur gegen Karthago ihre Unabhängigkeit, sondern sie waren auch im Stande, als die Römer schon längst Herren des Landes geworden und die iberische Hochburg Numantia in Trümmer gesunken war, die römischen Legionen auf beständigem Kriegsfuß zu erhalten. „Hätten sie es vermocht," sagt Mommsen, „sich militärisch zu disciplniren und politisch zusammen zu schließen, so hätten sie vielleicht der aufgedrungenen Fremdherrschaft sich entledigen können; aber ihre Tapferkeit war mehr die des Guerillas als des Soldaten, und es mangelte ihr vollständig der politische Verstand. So kam es in Spanien zu keinem ernsten Krieg; aber eben so wenig zu einem ernstlichen Frieden." Trotz der drohenden Haltung und häufigen Schilderhebung der Eingeborenen, besonders der Lusitanier, verstand die römische Zähigkeit und Konsequenz doch schnell die gesicherten Landschaften zu latinisieren, und bald erweckte Spanien die Hoffnung, der blühendste Teil unter allen römischen Gebieten zu werden.

In diesem Zustande gedeihlicher Entwickelung machte Spanien die erste Bekanntschaft mit einem germanischen Volksstamm. Nach einer alten Ueberlieferung durch eine Sturmflut an der Nordsee ihrer Wohnsitze beraubt, hatten die heimatlos gewordenen Kimbern ihre Heerfahrt nach dem verlockenden Süden angetreten. Die Donau wurde überschritten, der römische Feldherr Carbo besiegt und das Land vom Po bis zur Rhone überschwemmt und verwüstet. Ihrer Bitte um Anweisung einiger Landstriche, wo sie sich in Ruhe ansiedeln könnten, wurde nicht Gehör gegeben, und die fürchterliche Niederlage der Römer bei Arausio im Jahre 105 v. Chr. war die Folge ihrer Hartnäckigkeit. Italien schien verloren; allein die Kimbern machten wider Erwarten vor ihrem Ziele kehrt. „Es schien, als wollten die Deutschen ihr Talent nicht zuzugreifen gleich bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte beweisen;" vielleicht trieb sie auch das Bedürfnis nach Ruhe von dem immerhin gefürchteten Italien fort. Die Kimbern wandten sich nach Westen, überschritten die Rhone und bestiegen die Pyrenäen. Gleichsam die verfrühten Vorboten des nach fünfhundert Jahren erfolgten germanischen Völkersturmes drangen sie in das spanische Gebiet ein. Die Kimbern hatten sich jedoch auch hier in ihren Erwartungen getäuscht; statt Frieden und feste Wohnsitze fanden sie gleich in den nördlichen Gauen jene tapferen Keltiberer, die sich durch ihre andauernden Kämpfe mit den geschulten Truppen der Römer eine bewährte Kriegstüchtigkeit erworben hatten und nicht gewillt waren, einem vagabundierenden Volke ohne Weiteres die Pforten zu öffnen. Die Kimbern wurden über die Pyrenäen zurückgeworfen, in Gallien trafen sie die stammverwandten Teutonen, welche von den Gestaden der Ostsee bis an die Seine verschlagen waren; und vereinigt wollten beide deutschen Stämme das erreichen, was die Kimbern allein nicht vermocht hatten. Die blutigen Schlachten

germanischen Rekognoscierung eine trauriges Ende. Allein der unruhige Wandertrieb der deutschen Völkerschaften war einmal durch jene Streifscharen aufgeregt worden; überall gährte es an den Marken des römischen Reiches, überall schoben und drängten sich die Stämme in die Provinzen, und nur die geniale Taktik eines Caesar konnte die drohenden Wogen noch auf Jahrhunderte zurückdämmen.

Fern von dem Schauplatz der römischen Eroberungskriege und weniger berührt von den Parteikämpfen der inneren Politik entwickelte sich Spanien allmählich zu dem Hauptsitz der römischen Kultur. Männer wie Trajan, Hadrian, Marc Aurel, Seneca, Lucanus, Quintilian, die Spanien ihr Vaterland nennen, sind für die hohe Bedeutung dieses Landes die beredtesten Zeugen. Der Ruf von Spaniens Reichtum und Herrlichkeit verbreitete sich überallhin; er drang auch zu den Germanen und schien ihre Abenteuerlust zu einer kecken Heerfahrt herauszufordern. Und in der That sehen wir ums Jahr 260 n. Chr. unter Gallienus schwacher Regierung fränkische Völker verheerend durch Gallien ziehen und in das von römischen Truppen entblößte Spanien eindringen. Glücklicher als ihre kimbrischen Stammverwandten hausten diese Abenteuerer zwölf Jahre lang ungehindert in den gesegneten Landstrichen der Halbinsel und brachten über die heimgesuchten Stellen, besonders über die Stadt Tarragona, die schrecklichsten Verwüstungen.*) Erst den energischen Maßregeln Marc Aurelians gelang es diese Raubscharen aus Spanien zu vertreiben und über das Meer nach Afrika zu jagen. Dieser zweite Rekognoscierungsmarsch der Germanen nach Spanien war also, dank der sinkenden Staatsgewalt Roms, von günstigerem Erfolge begleitet gewesen, als der erste. Aber man hatte erkannt, daß dieses wertvolle Land nicht noch einmal unbewacht einem umherziehende Volke bloßgestellt werden dürfe. Und als der große Völkersturm im Anfang des fünften Jahrhunderts losbrach und unabsehbare Scharen von Vandalen, Sueven und Alanen verwüstend in Gallien einbrachen, hatte man die gefährlichen Pyrenäenpässe schleunigst von den römischen Fremdregimentern besetzen lassen. Aber die Verwendung dieser schlaffen und an Wohlleben gewöhnten Truppen zu einem so schwierigen Verteidigungsposten rächte sich bald. Gleich beim ersten Ansturm, im Jahre 409, durchbrachen die Germanen diese Schutzlinien und ergossen sich unter heilloser Verheerung über die wehrlosen Provinzen Spaniens. Zwei Jahre zogen diese raublustigen Stämme planlos über die ganze Halbinsel; in düsteren Farben giebt uns ein Zeitgenosse ein Bild des unglücklichen Spaniens: „Römer und Eingeborene — so lautet der Bericht — wurden ihres Eigentums beraubt, mit gleicher Wut Stadt und Land verwüstet. Da keine Saat ausgestreut und die vorhandenen Früchte mehr verdorben als genossen wurden, so brach eine solche Hungersnot aus, daß die Bewohner genötigt wurden, ihr elendes Leben durch das Fleisch der Todten zu fristen. Die wilden Tiere, durch die Menge unbegrabener Leichname an Menschenfleisch gewöhnt, fielen die lebenden an und zerrissen sie; und damit das Uebermaß der Leiden nicht ausbliebe, brach die gewöhnliche Gefährtin des Hungers, die Pest, aus und raffte Bedrücker und Unterdrückte in ungeheuerer Zahl hin.“ Nach altgermanischer Sitte teilten sich die Stämme durchs Loos in das eroberter Land. Den Sueven und asdingischen Vandalen fiel

*) Vergl. v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung II., 363.

Gallizien zu, den silingischen Vandalen die südliche Provinz Bätica und den Alanen Lusitanien und Carthagena. Die Germanen erkannten bald, wie übel sie daran gethan, das eingenommene Land jahrelanger Verwüstung auszusetzen. Schonung der Bewohner und Förderung des Ackerbaues waren nun die ersten Bedingungen zu einer festen Ansiedelung; und wenn es auch bei den gegenseitigen Befehdungen der Stämme noch nicht im Lande zu einer bestimmten Ordnung kam, so scheinen die neuen Zustände doch bald als gar nicht so drückend wie unter der römischen Herrschaft die alten empfunden zu sein; berichtet doch Orosius, daß sich gar manche Römer fanden, die lieber unter den Barbaren eine armselige Freiheit als unter den Römern die lästige Steuerschraube (tributariam sollicitudinem) ertragen wollten.

Gegenüber dieser wachsenden und gefahrdrohenden Macht der Germanen in Spanien wußte Rom nur ein Mittel, das aber von ihm bei den Barbaren schon oft und mit großem Erfolge angewandt worden war, sie aneinander zu hetzen und unter einander aufzureiben. Das alte Erbübel der Germanen, das mangelnde Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, ihr Partikularismus und ihre Stammesfeindschaft kam den Römern hierbei vortrefflich zur Hülfe. Und bald konnten sie in aller Gemächlichkeit zuschauen, wie sich die gefürchteten Germanen gegenseitig anfielen und ihre Kräfte nutzlos dahin opferten. So zogen die Westgothen, die sich Rom mit Müh und Not vom Halse geschafft hatte, gegen die Silingen und Alanen und zersprengten nach heißen Kämpfen diese beiden Stämme; so hieben die asdingischen Vandalen auf die Sueven ein, und suchten ihre Waffengenossen niederzuwerfen und zu vertilgen. Das furchtbarste und rücksichtsloseste Volk, die Vandalen, mußte bei diesem Kampf ums Dasein natürlich die Oberhand gewinnen; von dem Rest der Alanen verstärkt, gründeten sie im Süden Spaniens ein Reich, dessen Name Vandalicia sich noch in der heutigen Bezeichnung Andalusien erhalten hat. Mit Schiffahrt und Seewesen nicht unbekannt, — denn ihre alten Stammsitze reichten ja von der Elbe bis zur Ostsee — bot ihnen das Meer zu ihrer Machtentfaltung nicht die geringsten Schwierigkeiten. Gleich ihren nordischen Genossen, den Angelsachsen und den Wikingern, begannen sie ein keckes und abenteuerliches Piratenleben, plünderten die balearischen Inseln und lernten die reichen und verlockenden Küsten Afrikas, die Kornkammern Roms, kennen. Auf Afrika, das von einem damaligen Schriftsteller „anima reipublicae" genannt wird, hatte schon der Westgothe Alarich, kurz bevor seine stolzen Pläne im Busento ihr Grab fanden, sein eifriges Streben gerichtet, und einer seiner Nachfolger, Walja, der unter römischer Oberhoheit die iberische Halbinsel von den Vandalen, Alanen und Sueven säubern sollte und bis an die Südküste Spaniens vorgedrungen war, wurde nur durch Sturm und Schiffsmangel an der Ausführung des Alarichschen Planes gehindert. Den seetüchtigen Vandalen sollte das Unternehmen besser glücken. Ihres Aufenthaltes in dem ausgesogenen Spanien müde, kam ihnen der Hülferuf des römischen Statthalters Bonifacius aus Afrika gegen Rom sehr gelegen. Nachdem sie den Sueven zum Abschied eine fürchterliche Niederlage bei Merida bereitet, zogen sie unter ihrem gewaltigen Heerführer Gaiserich im Jahre 429 nach Afrika. Die weiteren Schicksale dieses germanischen Volkes zu verfolgen,

würde uns aus dem Rahmen unserer Aufgabe führen. Das tragische Ende dieses ersten auf römischem Boden gegründeten Germanenreiches ist bekannt. Die Cultur der Römer war stärker als die Urwüchsigkeit der Germanen; hundert Jahre genügten, um ein mächtiges Naturvolk durch einen allmählichen Vergiftungsprozeß zu entnerven und zu vernichten; und etwa fünfhundert Jahre vergingen, und die germanischen Reiche der Ostgothen, der Sueven, der Westgothen, der Longobarden und der Angelsachsen waren aus den Annalen der Geschichte verschwunden.

In Spanien war nach dem Abzuge der Vandalen das raublustige Volk der Sueven zurückgeblieben. Durch eine geringe Kopfzahl zum Brigantentum verurteilt, lag dieser kriegerische Stamm im fortwährenden Kleinkrieg mit den Römern und den Westgothen. „Das unglückliche Land wurde von den beiden Germanen-Völkern wie von zwei Mühlensteinen zerrieben.“*) Diesem unerträglichen Zustande machten die Westgothen im Jahre 466 ein Ende; sie bemächtigten sich unter Eurich des größten Teiles von Spanien und drängten die überwundenen Sueven in die galläcischen Gebirge zurück. Dort haben sie sich bis zum Jahre 584 unvermischt gehalten. Suevisches Blut fließt noch heute in den Adern der Portugiesen und noch zur Zeit Philipps II. pflegten die auf ihre gothische Abstammung stolzen Castilianer den Portugiesen das Schimpfwort „los Suevosos“ zuzurufen. Der bittere Groll, der bis auf diesen Tag beide Völker auf gespanntem Fuße hält, kann also seinen Ursprung bis in das fünfte Jahrhundert zurückführen.

Mit der Gründung des Westgothenreiches, das seine Herrschaft auf Südgallien und auf Spanien ausdehnte, schien endlich das Germanentum im römischen Reiche einen mächtigen Hort gefunden zu haben. Allein auch diesem deutschen Staate konnte auf römischer Erde kein festes Fundament gegeben werden; ohne Stützen und Pfeiler, die sich im Sturm der Geschichte bewährt, begann er vor dem Angriff der Franken zu zerbröckeln und stürzte bei der maurischen Ueberflutung nach einer Existenz von 300 Jahren unter den Symptomen greisenhafter Ermattung zusammen. Es wiederholt sich bei den Westgothen auf Spaniens Boden derselbe Proceß wie bei den Vandalen in Afrika und bei den Ostgothen in Italien. Den Germanen war unter der Einwirkung der römischen Kultur die einen Staat erhaltende Kraft abhanden gekommen. Sie hatten in ihrem Wanderleben verlernt, ihre Leidenschaften in die Gesetzesschranken eines geordneten Staatswesens zu bannen; sie hatten ihre Tugenden vergessen und die der Römer nicht angenommen, und, was allmählich verhängnisvoll für sie wurde, sie hatten sich durch ihr starres Festhalten an der arianischen Lehre einen furchtbaren und unversöhnlichen Gegner an dem katholischen Clerus geschaffen. Diese nationalen Gebrechen waren schon von Ataulph erkannt worden, als er im Jahre 410 nach dem jähen Tode des großen Alarich über das Schicksal des westgothischen Volkes entscheiden sollte. Obgleich von einem glühenden Haß gegen Rom erfüllt und von dem Verlangen durchdrungen, den römischen Namen vom Erdboden zu vertilgen und auf den Trümmern ein Gothenreich entstehen zu lassen, das die römische Cultur weitertragen sollte, kam er doch bald zu der Ueberzeugung, daß das ungebändigte Barbarentum seines Volkes die für einen

*) Vergl. Felix Dahn, Die Könige der Germanen, VI. p. 568.

Staat notwendig straffe Gesetzeszucht nicht ertragen würde, und daß die Westgothen auch nicht die geistigen Fähigkeiten besäßen, die berufenen Träger der römischen Kultur zu werden. Ataulph war daher entschlossen, sich nicht durch Zerstörung sondern durch Wiederherstellung und Unterstützung des römischen Staates einen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Die glühende Liebe zur schönen Placidia, der Schwester des Kaisers Honorius, machte diese Gesinnung in ihm zum Princip. Ataulphs Politik war damals die richtige; denn der römische Staat stand im Anfang des fünften Jahrhunderts den Germanen noch ganz anders gegenüber als zu Odoakers Zeit. Durch den Wechsel der Herrschaft in Italien mußte aber notwendigerweise auch das Abhängigkeitsverhältnis der Westgothen von Rom aufgehoben werden. Schon vorher hatte ein instinktives Gefühl dieselben aus dem „üppigen Lande der goldenen Garonne“ über die Pyrenäen nach Spanien gedrängt; es mochte ihnen auch wohl die Nähe des kräftig und ungestört emporwachsenden Frankenreiches gefährlich erscheinen. So wurde denn Spanien, wie schon erwähnt, unter dem mächtigen König Eurich, dem „Mars der Garonne“, von den Westgothen erobert. Diese vorsichtige Erwerbung eines sicheren Hinterlandes sollte den Westgothen auch bald zu statten kommen. Fast um dieselbe Zeit, als das katholische Byzanz gegen den arianischen Vandalenstaat den verderblichen Kreuzzug eröffnete, wütete derselbe fanatische Religionskrieg zwischen den katholischen Franken und den arianischen Westgothen. Von den gallischen und römischen Bewohnern, die der rechtgläubigen Kirche angehörten, im Stich gelassen, unterlagen die Westgothen in der blutigen Schlacht auf den vocladischen Feldern im Jahre 507. Schritt für Schritt wurden sie nunmehr an die Pyrenäen zurückgedrängt, nur noch von dem gewaltigen Arm des Ostgothen Theoderich gehalten; bis sie nach dem Tode dieses großen Königs auf Spanien beschränkt wurden. — Damit beginnt für Spanien sowohl wie für das Germanentum eine neue Epoche in seiner Geschichte. Spanien war durch die fortwährenden Heimsuchungen auf das ärgste zerrüttet worden und das Germanentum im westgothischen Volke hatte durch die letzte Schlappe an innerem Halt bedeutend eingebüßt. Nur eine zielbewußte Politik, eine Anspannung und gleiche Richtung aller Kräfte, eine Gemeinsamkeit aller Interessen konnten unter solchen Umständen einen germanischen Staat in Spanien aufrecht halten. Ein nationaler Aufschwung war notwendig; aber dem westgothischen Volke fehlte bereits die Kraft dazu. Seine Herrschaft in Spanien bietet uns nicht das Bild einer großen Zeit; die Geschichte derselben ist arm an Begebenheiten, mit denen man sich mit Wohlgefallen beschäftigt, arm an glänzenden Gestalten, für welche sich das Herz des Geschichtsfreundes erwärmen kann.

Zwei verhängnisvolle Schäden sind es, welche die ganze westgothische Geschichte in allen Formen beherrscht und Volk und Staat zu Grunde gerichtet haben — der Mangel an einem erbbefestigten Königtum und der konfessionelle Fanatismus. Welche Greuel jener Mangel einer festen Thronfolge über das westgothische Volk herauf beschworen, ersehen wir am schlagendsten aus der Thatsache, daß unter den 32 Königen von Walja bis Roderich acht Usurpationen, viermal Thronraub und acht Königsmorde stattfanden, das heißt also zwanzig Verbrechen bei dreißig Thronbesteigungen. Ein alter Chronist, Gregor von Tours, verallgemeinert

sogar diese Vorgänge und sagt: „Die Gothen hatten die widerwärtige Gewohnheit angenommen, jeden König, der ihnen nicht gefiel, mit dem Schwerte anzufallen, und sich einen, der ihnen besser zusagte, zum Könige zu setzen.“ Es ist klar, daß bei einer so gefährlichen Sinnesart des westgothischen Volkes, insbesondere des Adels, eine jede Königswahl von Verschwörung und Bürgerkrieg begleitet sein mußte. Geographische Eigentümlichkeiten begünstigten hier wie in keinem anderen Lande die innere Zersplitterung und die Parteikämpfe. Die durch mächtige Gebirgsreihen im Innern scharf begrenzten und von einander getrennten Landschaften hatten schon zur Zeit der Römer den Partikularismus gefördert und einen mächtigen Trieb zu abgesonderter Selbstherrschaft wachgerufen. Durch die ganze spanische Geschichte bis auf die Pronunciamentos unserer Tage geht dieser für die Staatseinheit verderbliche Zug, und er mußte bei dem westgothischen Adel um so hartnäckiger werden, als es ja in seinem besonderen Interesse lag, eine kräftige Handhabung der Regierung möglichst zu erschweren und die ruhige Gründung einer westgothischen Dynastie in Spanien unmöglich zu machen.

Zu diesen inneren politischen Verwirrungen, welche den nationalen Sinn des westgothischen Volkes vollständig untergruben, kam noch die feindselige Spannung, die der Gegensatz in Abstammung, Recht und Religion zwischen den Gothen und den beherrschten Romanen hervorrief, und die drohende Gefahr, in welcher das arianische Reich vor den vereinigten katholischen Sueven, Griechen und Franken fortwährend schwebte.

Unter solchen erdrückenden Verhältnissen schien das Westgothenreich in Spanien schon nach 150 Jahren seine Lebensfähigkeit zu verlieren, und immer näher an den Rand des Verderbens gedrängt zu werden.

Da ergriff Leovigild das Scepter, ein Fürst, der mit der klaren Erkenntnis seines staatsmännischen Berufes eine für die Zuchtlosigkeit im Reiche notwendig rücksichtslose Energie verband. Drei Aufgaben waren im Reiche zu lösen. Die Abwehr der fremden Mächte, die Niederwerfung des rebellischen Adels und die Bekämpfung des Katholicismus. Gleich bei seiner Thronbesteigung im Jahre 569 begann Leovigild seine Kriegszüge gegen die Byzantiner im Süden und Westen und gegen die Sueven und Basken im Norden. Nach einer Reihe erbitterter Kämpfe behielt er die Oberhand in Spanien, von dessen Grenzen er auch später die Franken abzuwehren wußte. Schwieriger und gefährlicher war der Kampf, den Leovigild mit den Großen des Reiches aufzunehmen hatte. Aber Tod und Verbannung waren kräftige Mittel, um das Reich zu säubern; und diese Maßregeln gegen die Rebellen waren für Spanien so heilbringend, daß selbst ein politischer Gegner des Königs, Johannes von Valclara, sich zu dem Geständnis veranlaßt fühlte: Leovigild habe die Tyrannen und gewaltsamen Bedrücker Spaniens ausgerottet und für sich und das Volk Ruhe erlangt. Allein mit der Bändigung des Adels war erst der eine Teil der Unruhstifter im Lande beseitigt; auch konnte hier jeder der Empörer mit Leichtigkeit einzeln abgethan werden. Die zweite staatsfeindliche Macht jedoch, der katholische Clerus und die im Reiche wohnenden Romanen, traten dem unfertigen Germanenstaat in ihrer einheitlichen Organisation und schon damals undurchdringlichen Gewalt gegenüber. Und unheilvoll ward diese Macht, als sogar des Königs Sohn Hermenigild unter dem

Einfluß seiner katholischen Gemahlin vom arianischen zum katholischen Glauben übertrat und gegen seinen Vater die Fahne der Empörung entfaltete. Ueberall eilten ihm die katholischen Bewohner der Halbinsel zu, Byzantiner und Sueven fielen in das Reich ein, und getragen von dem mächtigen Klerus ließ sich Hermenigild zum Könige ausrufen. Dieser Hochverrat des Sohnes und die Treulosigkeit der Kirchenfürsten, die das mühsam gehaltene Reich wieder ins Schwanken brachten, hatten den gerechten Zorn des Königs wachgerufen. Der Aufstand wurde mit List und Gewalt unterdrückt, die Rechtgläubigen verfolgt, die rebellischen Bischöfe mit Kerker und Verbannung bestraft; auch Hermenigild entging seinem Schicksal nicht, er wurde gefangen genommen und hingerichtet. Und höchst seltsam nach 1000 Jahren ward dieser hochverräterische Königssohn als Märtyr der katholischen Kirche heilig gesprochen und das auf Betreiben keines anderen Fürsten als Philipps II., der seinem rebellischen Sohne Don Carlos gegenüber gerade so handelte wie Leovigild.

Hermenigilds Tod hatte die Romanen von der schonungslosen Strenge des Königs überzeugt. Der Arianismus sollte wieder herrschender Glaube im Staate werden. Verbitterung und Haß, geschürt von der römischen Geistlichkeit, machten die Verfolgung der Rechtgläubigen, wie einst im Vandalenreich, zu einem Akt der Notwehr. Aber die dadurch aufgeweckte Leidenschaftlichkeit in Glaubenssachen sollte zu einem verhängnisvollen Charakterzug des spanischen Volkes werden und das Gespenst jenes religiösen Fanatismus heraufbeschwören, der zwar später zum Siege über den Islam verhalf, aber auch den heiteren Himmel Spaniens durch den Qualm lodernder Scheiterhaufen Jahrhunderte lang verdüsterte.

Bald sollte im Westgothenreich dieser Glaubenseifer die entgegengesetzte Richtung nehmen. Niemals ist der politische Gegensatz zwischen Vorgänger und Thronfolger greller hervorgetreten als bei Leovigilds Tode im Jahre 586 und dem Regierungsantritt seines Sohnes Rekared. Der mit dem Germanentum eng verknüpfte und mühselig wieder aufgerichtete Arianismus wurde von Rekared als „fluchwürdige Ketzerei" (nefanda haeresis) verdammt und die katholische Lehre als Staatsreligion angenommen. Rekareds Streben, durch diesen Schritt in dem geistlichen Adel der Kirche einen Bundesgenossen gegen den weltlichen zu gewinnen, sollte zum Untergang des Westgothenreiches führen.

Mit dem Arianismus fiel die stärkste Scheidewand zwischen dem Germanentum und dem Romanentum. Die beiden Nationen, welche bis dahin im Reiche nebeneinander gelebt und nur in dem Könige ihre Einheit gehabt, konnten nunmehr mit einander verschmelzen und ihren Gegensatz in Sprache, Sitte und Recht an einander abschleifen. Es fragte sich nur, welche von den beiden Nationen bei dieser Mischung das Uebergewicht und die bestimmende Kraft behalten würde. Das Resultat, der Sieg des romanischen Elementes und die Absorption des germanischen, kann nicht Wunder nehmen, wenn man sich die Ermattung des westgothischen Volkes vergegenwärtigt; „die Germanen in dem fadenscheinigen Mantel dürftiger Bildungsmittel der alten Welt, kamen sich selbst wie vor der Zeit alt und grau gewordene Jünglinge vor,"*) und wenn man dagegen hält

*) Helfferich, Entstehung u. Gesch. des Westgothenrechtes. p. 170.